I. Jahr. Heft 23.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Pans Erwachen / Hugo Neugebauer: Panische Lieder / Bernhard Jülg: Chopin-Präludien / Peter Scher: Warum? / Jakob Philipp Fallmerayer (†): Klagen eines frommen Tirolers / Arthur v. Wallpach: Götterdämmerung / Terrenus: Über den Parteien / Hartmann: Brixne Chronik V. — Karikaturenfolge XXIII: Max von Esterle: Schraffl.

Brenner-Verlag-Innsbruck

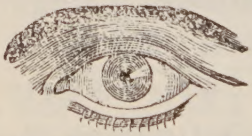
Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 1. Mai 1911. Heft 23.

Pans Erwachen / von Carl Dallago.

Der Tag ist aufgegangen über den schneeigen Graten und Gipfeln der Wände des Landschaftsdomes. Schon färbt sich tiefer und wärmer der wölbenden Himmelsweite Blau. Bald glimmt es strahlend auf im lichten Osten, und blinkende Sonnenfelder hüpfen die Höhenzüge entlang als lachende übermütige Kinder des Lichts. Linde Lüfte streichen weich und wohlig durch die Lande, alle Gründe netzend und erweckend als Herolde des Frühlings, der überall hereinbricht. Vogelscharen schwirren liebend und jauchzend durch den erwachenden Raum, der in wachsender Helle und Verwunderung zu schauen beginnt, wie sich in ihm tausend und tausend Leben auftun und nach Entfaltung drängen.

Ich bin zu Tal gezogen, dem Frühling entgegen. Das Aufgehen des Tages hat mich tief feierlich still gestimmt, und stille ergebe ich mich dem Anblick von all der Kraft und Schönheit, die ringsum erstanden ist. Weit offen liegt die Talung vor mir in lenzlicher Ausatmung der Düfte. Altären gleichen die Hänge und Berge, darauf der Frühlingsmorgen die Fackel des Lebens entzündet: ein zahlloses Gewoge von Lichtern und Flammen, und jedes kleinste Flämmchen flackert Liebe und Sucht.

Meine Schritte kennen keine Eile mehr, uno mein Verweilen hat Mühe mein Staunen zu fassen. Die späte rauhe Winterlichkeit vergangener Wochen versank völlig in Vergessenheit. Nun ich über junge Wiesen schreite, reißt ihr leuchtendes Grün tief innige Freude aus den Gründen meiner Seele hoch, sodaß mein Blick wie in Um-

armung glüht. Alles scheint wie umgewandelt, — alles entronnen den Grüften von Leid und Not — den Banden des Frostes und der Starrheit, — alles tut wie neu erweckt und frohlockend vor Lebensfülle, — alles Weh und Dulden ist umgeschlagen in ein Triumphieren, das durch alle Räume geht: — Pans Erwachen.

*

Ich ruhe auf dem jung grünenden Alphang aus und sinne in den schon langen sonnigen Tag hinein. Ein Wogen und Treiben befällt meine Seele gleich dem bunten Drängen des Frühlingstages. Überall dieses Werden — dies Erstehen zum Sein, das der Seele zuredet, bis es durch sie zieht wie eine Helle und sie selber ganz Wille wird des Seins.

Was geht da für ein weites Bejahen auf einmal in mir auf, das alle Geschehnisse entläßt und zu verlieren weiß, die das Empfinden verletzen und trüben und der Seele nicht zusagen, — das alles wie mit Morgentau benetzt, mit Düften umwindet, mit Schimmer durchwirkt, — das alles so zu wandeln weiß, bis es in allem zusagt und die Seele mit Lust erfüllt, — das alle Räumlichkeiten der Seele nur mehr offen hält für eine alles umfassende Liebe? — Und ist dieses liebende Alles-Umfassen der Seele auch nur ein Fassen des Verwandten und Ausgelesenen, so ist es doch so, daß es auch in den unverwandtesten und unausgesuchtesten Dingen ein Verwandtes und Ausgewähltes zu halten und zu umfassen weiß, — daß dieses Tun der Seele eben Dinge und Geschehnisse vor sich niederringt, bis sie eigentlich überall nur mehr sich selber wiederfindet. Ich erkenne darin das amor fati des Künstlers. Es bedeutet mir: sein Vermögen, aus der Not eine Tugend — aus der Not eine Lust zu machen . . .

Indem mein Schauen um die lenzlichte Landschaft streicht, tändelnd und tätschelnd wie um ein Kind, das man sehr lieb hat, fühle ich, wie sich das Erkennen mehr und mehr in mich hinein breitet, immer machtvoller und wärmer, sodaß es mich zum Aufstehen zwingt. Suchend und saugend hüpft mein Blick über die vielen

Blumenköpfchen, die aus dem Rasengrund hervorquellen, halb und ganz aufgebrochen, lichtlüstern und sonnentrunken zitternd und taumelnd in den Lüften, die über sie hinstreichen. Vereinzelte Bienen tasten schwärmend um die zarten Geschöpfe. Aus den Büschen steigt da und dort bedrängtes Zwitschern und Flöten liebessüchtiger Vogelpaare — und wieder blindes unbekümmertes Aufjauchzen der Luft. Und alle diese Lebensfülle, dies Erwachen und Verlangen zu Licht und Lüsten ist wie aus Zwang und Not geboren — ist wie erwachsen einer inneren Notwendigkeit, der Leib und Seele untertan sind.

Nun bedeckt die Erkenntnis wie ein völlig aufgesproßter Rasengrund meine ganze Seele, und ich schaue das Brunstmotiv als Zwangsmotiv hineingetragen in alle Natur. Ich erkenne das Aufleben dieses Brunstmotivs, seine Bloßlegung, sein Sich-losringen als Lustmotiv, als den Umschlag der leidenden Natur in die triumphierende — als: Pans Erwachen.

Es zeigt sich mir darin das Ewig-Erhaltende im Dasein am Menschen wie an Tier und Pflanzen und Gestein. Denn auch das Leid mag ewig im Dasein heimisch sein. Und ich denke, wie das Tier, rein körperlich genommen, doch größerer Not und größerem Erdulden ausgesetzt ist, als der Mensch. Aber vielleicht ist alles tiefere Leid erst Sache der Seele, und die Tierseele verstehen wir zu wenig, um davon reden zu können. Vom Leiden der Pflanzen und des Gesteins wissen wir ebenfalls nichts; sicher aber ist überall davon da und hat alles im Dasein das Brunstmotiv nötig zum Leben — für die immerwährende Erneuerung des Lebens. So ist das Brunstmotiv eigentlich das Lebensmotiv. Die Zeugung selber ein Zwang der Natur, das ewige und höchste Gebot der Lust, das alles Leiden und Sterben immer wieder überblüht, überlaubt, erdrückt.

*

Es zieht das versonnte Blau durch die weite Talung weich und wogenhaft schaukelnd um Hügel und Höhen. Zittrig vor Lichterschwere rinnt die linde Luft. Der Dunst des Raumlosen liegt um der Grate und Gipfel blendendes Blinken. Traumartig hält mich der Anblick

eine Weile fest und verläßt mich wieder. Dann finde ich mich, mir zugekehrt, auf neue Lösungen harrend, die meine Seele aussinnt.

Meine Vertrauten kommen langsam in mich hinein: meine Größten, meine Gönner und Wohltäter, meine Raſtplätze, meine Gespielen und Kraftproben, meine Brüder der Seele und dem Geiſte nach, — meine Menſchen. Ich nenne ſie bei Namen: Walt Whitman, Nietzſche, Segantini und — wie ein fremdartig Leuchtendes ganz von ferne her — Jeſus von Nazareth. Ich laſſe ihre Lebensgänge vor mir vorübergleiten und hänge ihnen nach und bin geſtärkt und lächelnd geſtimmt von ſolchem Nachhängen. Es iſt wie ein Sich-Anſammeln von anſpornenden Stimmen, die in den weiten Ruf und großen Sang der Landſchaft ungemein harmoniſch hineinklingen. Mein ganzes Sinnen geht nun dieſem Harmoniſchen forſchend nach und tiefauf-horchend, um die Hauptbeſchaffenheiten herauszulöſen die meine drei großen Menſchen einer kaum vergangenen Zeit, davon ein jeder rein äußerlich einem anderen Volke angehört, zu ſo großem Einklang bringen. Ich erwäge auch, was die drei in Einklang ſtellt mit jenem Großen — Lichten, deſſen kurzes Lebensbild aus ferner Zeit und fernen Landen noch immer friſch und lebenswarm zu uns herüberſchimmert.

Wie ich ſo ſinne und ſinne, fühle ich immer mehr, gleich einer großen Berührung, wie der ſonnige Bau des Landſchaftsdomes mich einhüllt, — fühle ſein immerwährendes mannigfaltiges Wachstum ins Endloſe von Zeit und Raum, — fühle das Endloſe — das Ewig-Wiederkehrende vom Vergehen und Werden aller Dinge, das ſich darin unterbringt, — fühle, wie ich mich darin unterbringe mit jedem Gefühl — mit jedem Gedankenflug — mit jeder Regung der Sinne. Und ich denke, wie wir Menſchen für dieſe Macht, die alles faßt, die alles in ſich begreift, der alles untertan iſt — ob es will oder nicht —, der alles verfällt und deren Urſprung uns ewig ein Rätſel iſt, — wie wir dafür nur die Bezeichnung aufbringen: Natur — All — Gott. In dieſe drei Begriffe ſehe ich auch meine Großen unter-gebracht. Ich halte mich an den Begriff Natur, der mir noch als der greifbarſte und faßlichſte der drei erſcheint, die doch im Grunde eines ſind, im Kleinen wie im Großen, denn ſicher iſt die Natur

eine Geste — eine Körperlichkeit — das einzig Wahrnehmbare Gottes. — — —

Hier sehe ich mich wieder an den Beginn dieser Streifzüge der Unsicherheiten zurückgekehrt: in die Stimmung des Widerhalles der Landschaft um mich, die mir den Ausspruch des Angelus Silesius in Erinnerung rief: „Gott ist ein ew'ge Stille." Aber jetzt trägt meine Seele die Lösung mit sich: Gott ist das Antwortlose; es allein entspricht dem Inhalt der tiefen Stille. Der Mensch aber will Antwort — Antwort um jeden Preis. Das Antwortgeben — das Sich-in-ein-Verhältnisbringen zu dieser Stille — zu den ewigen Rätseln um sich ist hier die Lösung, — ist die Aufgabe des voraussetzungslosen Menschen. Das Gelingen der Aufgabe kennzeichnet die Großen. Ich nenne es kurz: die Herausarbeitung des Naturbegriffes (wenn man will) — des Gottesbegriffes.

Und nun erkenne ich drei Wesenseigenschaften, die dem Wirken aller Größten eigen sind und immer wieder eignen werden.

Erstens: Die Herausarbeitung des Naturbegriffes, darin das Allerpersönlichste die Prägung gibt.

Zweitens: Eine Umwertung der Werte; denn jede Wertung wird abgenützt und verdorben durch die Zeit und die Allgemeinheit

Drittens endlich: Das Aufbringen eines amor fati für alles Geschehen. Es besagt: daß die Hauptwesensheiten der Größe im Grunde immer dieselben sind, — daß nur das Persönliche ihres Sich-äußern-Könnens ein Wechselvolles wird, da es vom Bestehenden und Vorhergegangenen abhängig ist. Alle meine Großen tragen die genannten drei Punkte als Hauptmerkmale ihres Schaffens an sich: Jesus von Nazareth wie Walt Whitman, Nietzsche und Segantini. Sie alle haben sich zum Dasein in ein bestimmtes Verhältnis hineingelebt, das in ihnen gleichsam zu Fleisch und Blut geworden, und damit das Rätsel des eignen Seins zum Rätsel des ganzen Daseins in Harmonie gebracht und durch solche Art Hingabe sich abgefunden. Sie alle haben sich ihren Natur-, ihren Daseins-, ihren Gottesbegriff herausgearbeitet. Sie alle haben Werte verschoben

und umgewandelt und zuletzt eine Lebensbejahung mit Hinnahme von allem Geschehen in ihrer Seele davongetragen.

So Walt Whitman, wenn er sein Lied verfaßt: „Schauen und Schweigen"; — so Nietzsche mit seinem „Dionysisch zum Dasein stehen"; — so vor allen Jesus, wenn er sich ausspricht: „Ich und der Vater sind eins." Es drückt aus: Ich und alles Geschehen sind eins. Und weiters: „Was der Vater will, will auch der Sohn." Ich höre es als das innigste und tiefste Aufgehen in die Natur — ins All — in Gott, das je von einem Menschen ausgesprochen wurde. So wird mir Jesus der höchste, der tiefbeseelteste Pantheist. Im tiefsten Grunde seines Wesens ist die höchste Art eines amor fati verkörpert, das ihn ewig innerlich unbesiegt in die Welt stellt.

Und so scheinen mir Dionysos und der Gekreuzigte keine Gegensätze mehr, weil sie keine Wurzelverschiedenheit, sondern nur eine Stammesverschiedenheit aufweisen. In Beiden kommt grandios zum Ausdruck: Der Umschlag der leidenden Natur in die triumphierende: Pans Erwachen.

Mein Sinnen kehrt zu Segantini zurück, dem mir schaffensverwandtesten Menschen. Ich sehe sein Hauptwerk vor mir, das Triptychon, von ihm selber einzig sinnvoll und zutreffend „La natura" genannt. Es erscheint mir nun als das Altarbild einer neuen großen Religion des Lebens, darin das Landschaftsmenschentum des Meisters in völliger Hingabe untergebracht ist. Zwischen den wehen Rätseln des Werdens und des Vergehens das Mysterium des Daseins als aufflammende Innigkeit — als strahlende Verwunderung — als wundersame Lust des Seins. Über dem wehen Drang des Werdens und der erstarrenden Müdigkeit des Vergehens eine morgengoldne strahlende Gotteskraft — ein Ungeheures von Glück und Lust — eine entzückende rätselvolle Räumlichkeit. Es scheint die Vergötterung des Sonnenaufgangs — seine Vergöttlichung die Seele des Bildes. Es ist wie eine neue Geburt Gottes: als Letztes gleichsam den Landschaftsgott auslösend in der inbrünstigen Hingebung eines Landschaftsmenschen: Pans Erwachen.

Und ich bin am Hange hingewandert, hoch über der Stadt, während rings der Regen troff. Noch immer strömt es nieder und macht ein Geräusch auf das frühlingsweiche Zweigwerk — ein lebhaft brausendes Geräusch. Man fühlt, wie weit hinauf der Regen reicht — der köstliche Frühlings-Gewitterregen, der den Schnee der Höhen zum Weichen bringt. Vor mir bricht der mattlichte Schimmer einer Wiese an. Um mich her glänzen die durchnäßten knospenden Sträucher und das Moos an den Steinblöcken, die den stillen Pfad umsäumen. Die junge Wiese sieht wie sammten aus und drängt ihren Glanz durch den Regenschleier. Von irgendwo kommt nun ein Ton wie ein Glockenspiel, der in das linde Regenrauschen hineingreift. Ein seltsames weites Gefühl durchströmt mich, das in alle Dinge hinein will. Und immer näher und wärmer kommen mir Ton und Regenrauschen und alle die Farbenschimmer und Düftewellen der Landschaft. Und immer wärmer und weiter tut meine Seele sich auf und nimmt in sich auf und trinkt und lauscht und verschenkt sich hinaus. Schon ist sie selber Ton und Glanz und Flut und klingt und rinnt tief schimmernd mit im Tropfenrauschen.

Und ausgebreitet rag ich auf: der Hang ist wie ein Teil von mir, mit der Wiese glänz ich hinaus und auf das Zweigwerk träufelt der Regen wie auf meine Haut. Der Himmel und die Berge gehören zu mir und das weite frohe Frühlingsweben ist meiner Seele Teil. Alles, alles ist mein, — die ganze Landschaft, so weit ich nur seh: stammelt wie taumelnd mein trunknes Gefühl, als mit einemmal aus zerrissnen dünnen Nebellaken, einer großen Liebe gleich alles überflammend, die Sonne bricht . . . .

Glanzgebeugt stehe ich da. Meine Menschenseele verweilt wie vor einem Gottesdasein in stumme Schauer gehüllt.

Pan triumphiert.

Hugo Neugebauer / Panische Lieder.

I.

Vom großen Wunder
lasset euch sagen,
vom starren Gesichte
des alten Pan:
Es ist in der Höhle
des Brustgewölbes
ein sonnliches Herze.
Es ist in der Höhle
des Stirngewölbes
ein herzliches Auge:
ich kenne dich, Kind!
Es ist im Gewölbe
der Himmelsbrust
eine herzliche Sonne.
Es ist im Gewölbe
der Himmelsstirn
eine augliche Sonne:
erkenne mich, Kind!
Ich bin dein Vater:
ich hab dich gezeugt.
Ich bin deine Mutter:
ich hab dich gesäugt.
Und zwei sind froh
in einander.

II.

Auf hoher Warte stand der große Pan,
das fromme Bocksgesicht, und griff
das windbeseelte Rohr und pfiff
das alte, nachtgeborne Lied
von allem, was geschieht:

von Lebenskeimen
in gährenden Schleimen,
von flackernden Brünsten
in Blutes Rünsten,
von einsamem Sterben,
Sichweitervererben,
vom Wiedergeborenwerden
auf fernen Erden
zu neuen Beschwerden
und neuer Lust
pfiff er sein Lied
aus schwellender Brust.

Ich sah ihn greifen
und hörte ihn pfeifen
und hörte sein Lied
das All durchschweifen
und sah die Gestirne
als funkelnde Reifen
um seine Stirne
in taumelnden Tänzen
ihn tosend umkränzen!
Rings in der Weltenwüstenei
hört ich panischer Lust
auffauchzenden Schrei
aus leidender Brust! —

Ich hörte ihn beten
ein wildes Gebet
und alle Kometen,
in Wirbeln gedreht,
die rasenden Greise,
sträubten die Schweife
und schlugen die Pranken
in Pans Flanken!

Und er stand:
Das staunende Auge zum Pol gewandt,
des Hauptes nachtende Locke gesträubt,
die heiße, glänzende Backe bestäubt
mit Sternenstaube, stand er betäubt,
versunken, ertrunken im heiligen Wahn,
der große Pan.

Da bückt ich mich schnell:
in des Bockes Fell
verbarg ich entsetzt das Gesicht
vor des Himmels rasendem Licht,
vor dem heiligen Wahn
des großen Pan.

III.

Nun schüttelt aus Wolken
nährenden Tau
auf schmachtende Halme
die leuchtende Frau:
Chaire, Selene!

O, der vielen feisten
glänzenden Himmelsschafe
mit triefenden Vließen!
Ich spüre es sprießen
und freu mich erneuter
nährender Kraft
aus schwellendem Saft
im strotzenden Euter:
Chaire, Selene!

Ich hab ihn gesehn
auf der Warte stehn,
Nachtglanz im Haar.
Sein Auge war
wie Dunkel im Wald,
wie der Mond so kalt,
voller Andacht.
Ich hab ihn gesehn
um Mitternacht
auf hoher Wacht
himmelwärts spähn,
wo die glänzende Wolke hing
und das strahlende Weib ging:
Chaire, Selene!

Alle Nymphen haben gelockt:
komm, Pan, zu Tänzen!
Mit frischen Kränzen
sind wir geschmückt.
Welche zu fangen
dem Lüsternen glückt,
die soll sein Verlangen

vom Herzen und Willen
kühlen und stillen! —
So haben sie alle
im Nebelgewalle,
auf Bergen, in Talen,
zu allen Malen
urheimlicher Liebe
im Nebelgetriebe
den Pan gelockt.

Aber Pan stand verstockt.
Sein Auge hing
an der leuchtenden Frau,
die im funkelnden Ring
der Gestirne ging
im nächtlichen Blau
und nährenden Tau
auf die schmachtenden Halme
sprengt',
die des Tages Auge gesengt:
Chaire, Selene!

Ich hab ihn gesehn
von der Warte ausspähn,
Gestirne im Haar.
Sein Auge war
wie der Mond so klar.
Um seinen Mund,
von Liedern wund,
war ein lächelnder Glanz.
In allen Bäumen
raunend Gerausch,
in allen Höhlen
staunend Gelausch.
Und sein Auge war feucht
von trunknem Geleucht,
vom trunknen Geleuchte der Liebe:
Chaire, Selene!

IV.

Von Sonne hab ich
Schaden genommen,
von Sonne bin ich
von Kräften gekommen,
von zu viel Sonne.

Ich ging übern Plan
am hohen Tag,
als überall
Sonnenglut lag.
Da fiel er mich an.
In weißer Luft hing
der feurige Ball
übern Bergen.
Ein heißer Duft ging
von würz'gen Latwergen
wie ein hauchendes Tier
neben mir
übern grellen Plan.
Da faßt' er mich an,
der große Pan:
In der Schläfe der Hammer,
um die Stirne die Klammer
und dann — der Stich!
Da entwich
mir der Geist!

Bei euren Schafen
solltet ihr schlafen
an sprudelnder Quelle,
wenn blendende Grelle
über die Lande gleißt,
wenn die Biene summt
über blühnden Latwergen
und über den Bergen
die Bremse brummt:
wenn Pan schläft.
Weh ihm, der ihn weckte!
Weh ihm, den er schreckte
mit wildem Gesicht
in Mittags Licht!
Weh, wenn ihr ihn träft,
wenn er schläft!
Wie ich ihn fand
im weißen Brand
der Sonnenglut.
Da fiel seine Hand
wuchtend auf mich.
Da fühlt ich den Stich
von der Bremse Wut
hinter der Stirne
im Hirne! — —

Die mein Lager geteilt
ist zum Feinde geeilt,
die ruchlose Dirne!
Und meine Gemeinde
hat mich geächtet,
dem listigen Feinde
bin ich verknechtet,
in Schimpf und Spott,
in Schmach und Acht
mein Leben entflieht.
Und naht die Nacht,
dann kommt der Gott,
der tückische Mar,
und sträubt mein Haar
und haucht mich an
und pfaucht und bockt
und kniet und hockt
mit wildem Gepust
auf meiner Brust. —

Da hab ich beklommen
ein Weib genommen:
ein Weib ohne Leib,
aus Gedankenbluft,
zu heimlicher Luft.
Ein Weib ohne Zucht,
meiner Ängste Frucht,
meiner heimlichen Pein. —
Wenn der Sonne Wucht
auf die Felsen grellt
und die keuchende Gemse,
gehetzt von der Bremse,
im Abgrund zerschellt
an spitzem Gestein,
dann bin ich allein
mit dem Weib ohne Leib,
ohne Sinn, ohne Seele,
und sie stillt meine Pein. —
Verzeih mir ein Gott,
wenn ich fehle!

V.

Wie glücklich die andern sind!
Wenn ich hinüber seh,
wie frischer Schnee
auf glänzenden Hängen
sind ihre Schafe zu schaun.
Wie sie sich drängen
auf grünenden Aun!
Wenn ich hinüber seh,
tut mir das Herze weh. —
Saftiger Lenden
hab ich ihm viel verbrannt
mit bebenden Händen,
mit brünst'gem Gebet
ihn angefleht.
O, wie oft!
Und lange gehofft.
Er aber ging vorbei
taub meinem Schrei,
das Auge von mir gewandt,
hat mein brünstig Gebet
und mein Opfer verschmäht.
Wie der Schnee vergeht,
wie der Schnee im Lenze
schmilzt meine Herde.
Fern ist die Grenze
verloster Erde
und das Gras sprießt
und der Tau fließt
vergebens darauf. —

Mein liebes Weib,
nicht länger bleib
du bei mir.
Noch blüht dein Leib.
Nicht länger verbirg
dich dem Gotte.
Im wilden Gebirg
ist ein heil'ger Bezirk
um eine dämmernde Grotte.
Dort sahn
unsre Nachbarn den Pan
im vergangenen Jahr.
Mit vielen Nymphen hat er geschwelgt,
Blumen im Haar.
Noch eh deine Blüte verwelkt,
wandle du felsige Pfade
und flehe um Gnade,
um Fruchtbarkeit an
den harten Pan!

Bernhard Jülg / Chopin-Präludien.

Präludium Nr. 11.

Es war, als wenn ein Schauer von Perlen auf eine große klingende Platte von Krystall niederginge; weiße Perlen, welche mit reinem, hellem Klang auffielen, wieder zurückprallten, leiser wieder an-

schlugen, durcheinander sprangen, nach allen Seiten hin rannen, immer klirrend, klingend, singend . . .

Und mir, der mit geschlossenen Augen zuhörte, war, als sei es plötzlich ein Frühlingsmorgen und als wehe ein frischer leichter Wind eine Menge Blüten vor sich her; und als ob ein kleines, weißes, blondes Mädchen mit fliegendem Haar und wehendem Kleidchen auf einem Hügel stünde und jauchzend mit emporgehobenen Armen eben beginne herunterzulaufen. Und ich sah es wie eine der weißen Blüten herunterfliegen, es sprang über den kleinen Weg, der den Abhang durchquerte, und dann weiter auf die grüne, blühende Wiese zu. Es blieb einen Augenblick stehen, raffte eine Menge Wiesenblumen zusammen, warf sie jubelnd in die blaue Luft und lachte in den Morgen, in die jungen Sonnenstrahlen hinein . . .

Wo war das kleine, goldene Vögelchen, als die weißen Perlen plötzlich müde wurden zu springen und zu klingen?

Präludium Nr. 9.

Als die Stimmen der Andächtigen verhallt waren, ging durch die Kirche jenes leise, schwebende Zittern, das dem Spiele der Orgel vorangeht und das wie ein rätselhaftes Summen dem Marmor, den Säulen, den Gewölben zu entströmen scheint.

Theodor, dem Kleriker, der im weißen Chorhemd vor dem Altar stand und langsam das Rauchfaß hin und her schwang und in Duftwolken eingehüllt war, ging dieser leise Ton wie ein Schauer durch alle Glieder. Als die Orgel zu spielen begann und die Töne erst wie von ferne und dann immer näher und lauter heranschwebten, neigte er beinahe unwillkürlich das Haupt wie unter etwas Schwerem, das sich auf seine Schultern und seinen Nacken legte. Und sein Nacken schimmerte rührend jünglinghaft zwischen dem braunen Haar und dem schwarzen Halsteil seines Talars hervor. Und so geneigt, in seinen langen Gewändern, in seiner schmalen Gestalt, glich er einem der Cherubine auf dem großen Bilde des Altars. Und Theodor selbst, halb betäubt vom Weihrauchduft, halb berauscht von den Tonwellen und durchdrungen von seiner tiefen Andacht, fühlte sich plötzlich

wie in einem Traum; er hob den Blick empor und sah in die steigenden Rauchwolken, die eben in den Sonnenstrahl tauchten, welcher durch das gemalte Fenster fiel, und plötzlich zu strahlen und zu leuchten begannen. Sie verhüllten das ganze Kuppelgewölbe, das ins Grenzenlose zu wachsen schien. Theodor überfiel ein Schwindel, da er in das blendende, wogende Lichtmeer schaute, das er mit Wundergestalten erfüllt sah; es war ihm, als ob die Mauern rechts und links und der Boden verschwinden wollte und alles, alles unendlich würde. Das Orgelspiel war zu einem Dröhnen und Brausen angeschwollen und die ganze Gemeinde sang mit. Da wußte Theodor nicht mehr, wo er sei, und sank unbewußt auf die Kniee und beugte das Haupt tief, bis die Stirne auf dem kühlen Stein ruhte, und blieb unbeweglich und weltentrückt und hatte sich noch nicht gerührt, da längst niemand mehr um ihn war. Dicht neben seinem Haupt stand das silberne Weihrauchgefäß und sandte eine kerzengerade Rauchsäule empor . . .

Warum? / von Peter Scher.

Ich bin in ihren Augen ein Nichtstuer, der sich das Recht, sich frei bewegen zu dürfen, ohne Berechtigung angemaßt hat. Gott mag wissen, ob sie ein Recht haben, mich so hart zu verurteilen und den Saft ihres Kautabaks so verächtlich hinter mir herzuspritzen, wenn ich bescheiden an der Baustelle vorübergehe, auf der sie zuweilen gewiß recht hart arbeiten müssen.

Aber sie sollten es sich doch nicht so heftig ankommen lassen.

Da ist zum Beispiel der baumstarke Maurer mit einem Gesicht, das prall und rot wie ein Winterapfel leuchtet. Er spuckt nicht aus, wenn ich vorübergehe. Nein, so weit geht er nicht. Aber ich sehe seinen herausfordernden Augen mit hochgezogenen Brauen an, daß er mit mir fertig ist. Und um den Mund hat er einen Zug, der mir beweist, daß er mich nicht eigentlich nur verachtet. Daß er mich eher fast bemitleidet.

Und ich gehe mit zusammengezogenen Schultern an ihnen vorbei.

Eine heiße Röte kriecht um meine Schläfen. Immer erfüllt mich nur dieser eine Gedanke: wie ich ihnen helfen könnte — ich, der schwächliche Mensch mit den schlaffen Muskeln und dem blutleeren Gesicht, diesen Riesen mit den prallen Gesichtern, die wie Winteräpfel glänzen.

Ob sie es ahnen und mich aus diesem Grunde verhöhnen? Das wäre doch ein Grund, um dessen willen man zu ihnen treten und sie mit diesen Worten ansprechen möchte: „Recht so, meine Brüder! Ihr seid Männer mit Muskeln und Fäusten — ich aber bin ein Narr und hochmütiger Tropf, nicht wert, daß ihr mit euren schweren Holzpantinen nach mir werft. Nicht wert eures harten herausfordernden Gelächters."

Aber das ist es nicht, ich fühle es. Warum hassen sie mich also?

Einmal, es war an einem klaren hellen Vormittag, dessen ich mich noch heute wie eines warmen Frauenlächelns erinnere, stand der Riese mit dem Apfelgesicht rauchend vor der Bauhütte, als ich vorüberging.

Ich ging in Gedanken und achtete nicht auf den Weg. Ich hatte etwas Schönes geträumt und als ich erwacht war, hatte sich die Sonne in einer breiten leuchtenden Staubsäule durch den Spalt des halbgeöffneten Fensters auf meine Bettdecke ergossen, das hatte mich so froh gemacht, daß ich, um nun auch gleich ein freudiges Gesicht zu sehen, dem Briefträger meine letzte Mark schenken mußte. Und dann war ich schnell fortgegangen, immer dieses helle Bild in meiner Seele und ein feines Klingen in allen meinen Adern und Nerven. So glücklich hatte mich die Sonne gemacht.

Als ich an der Baustelle vorüber kam, hustete jemand so laut, daß ich zusammenschrak und empor sah. Der Riese mit dem Apfelgesicht sah mich mit einem Blick an, der meine Freude zu Eis erstarrte. Ich errötete und blieb einen Augenblick hilflos stehen.

Im Weitergehen hörte ich sein kurzes trockenes Gelächter hinter mir.

Ich fühlte eine schwere Traurigkeit und ich grübelte: Was habe ich getan? Welche Geheimnisse birgt dieses Leben! Warum hassen mich diese Menschen?

Klagen eines frommen Tirolers / von Jakob Philipp Fallmerayer.

Am 26. April waren es fünfzig Jahre, daß Jakob Philipp Fallmerayer gestorben ist. Seine Heimatstadt Brixen hat ihm eine kleine, aber würdige Gedenkfeier veranstaltet. Auch liberaler Zeitungsgeist hat da und dort des „Fragmentisten" gewissenhaft gedacht und über politisches Interesse hinweg den Schwung seiner Sprache, den Liebreiz seiner Naturschilderungen pietätvoll ad acta und die einschneidige Schärfe, die Charakterschärfe seines Witzes zum alten Eisen gelegt. Wir aber, die wir davon überzeugt sind, daß auch die innigste Verquickung mit Zeitlich-Beschränktem die Lebenskraft einer schriftstellerischen Persönlichkeit wie der Fallmerayers nicht in Frage stellen kann, glauben das Andenken des seltenen Mannes am besten zu ehren, indem wir ihn selbst zu Worte kommen lassen. Und zwar wählen wir mit Bedacht (und mit geringfügigen Auslassungen) diese „Klagen eines frommen Tirolers über den heutigen Fremdenbesuch, über L. Steubs „Drei Sommer in Tirol" und über das neue Waldgesetz", geschrieben im Dezember 1846.

Ich habe es Ihnen schon öfter geschrieben und wiederhole es heute noch, unser Val di Non, die Seiser Alpe und das Dolomitgebirge mit „König Laurins Rosengarten" bringen Tirol, ehe man sich's versieht, um Kredit und Heiligenschein. Die Fremden wollen gar nicht mehr aufhören, das schöne Innsbruck anzupreisen, die romantische Weierburg, den zauberischen Fernblick dem Fluß entlang über Wiesengrün und Waldsmaragd auf die schön geschwungenen Höhenzüge und das abendliche Alpenglühen, und selbst in Büchern, als wären es die Gärten der Semiramis, schreiben sie mit Lob und weltlicher Lust vom Myrtenstrauch, von Lorbeerrosen und sogar von Pontischem Rhododendron lieblicher Terrassenhalden in Südtirol und von blauen Lüften im Sarnthal. O, könnten wir ihn nur trüben, diesen heitern Tiroler Morgenschein! Könnten wir durch Liebigs Künste den feinen Lebensäther, die leichte Lymphe böotisch schwer und düster niederhalten, man wäre in Psalm und Andacht weniger gestört, weniger geärgert durch die weltlichen Gedanken und das heidnische Redewesen unserer Vorwärtsstrebenden! Es girrt und klimpert im Lande ja überall: überall begegnet uns Prosa, Jambus, Pentameter und Lautenklang, wo ein Lorbeerbusch, ein Kastanienwald, ein Birkenhain, ein rotblühender Oleanderbusch. Wir an der Kathedrale hätten es schon recht im Sinn. Tirol sollte

sein wie einst in Amerika das unschuldige, geistlich regierte Paraguay — von Fremden unbesucht und ungekannt und, wenn möglich, nicht einmal seiner selbst bewußt. Der Ausländer, so verstehen wir das Regiment — soll von Tirol nichts reden, der Eingeborne aber über Tirol nicht einmal etwas denken. Was brauchen wir in Tirol Gedanken? Ist es nicht genug, wenn sie in Meran die Trauben keltern, am Inn die Kühe melken, am schäumenden Hisarcus aber den Alpenspeik auf die Hüte stecken und in sommerlicher Andachtslust durch Wald und Schlucht zur Madonna pilgern auf luftiger Alpenhöhe? Was kümmert uns das Säkulum und seine Not? Was sie nur mit ihrem Schleswig-Holstein wollen, mit der sächsisch-bayerischen Eisenbahn und mit dem Zollverein? Wir schließen Mautvereine für das Himmelreich und fragen, wer der Gottlosigkeit den Pfad in unsere Berge verrannt und das fromme Tirol gerettet habe vor Lokomotiv und Schienenweg? Gebet hat es freilich viel gekostet und dazu noch drei Extrafasttage, wie zur Zeit des Espartero, mit schwerer Ladung Laberdan und Forellen vom Silberbach. Doch wir haben es glücklich durchgebracht und möchten nur noch dem wälschen Banotti das Handwerk legen. Der Mann ebnet unsere Berge und füllt die Täler aus, und auf den schönen, breiten und üppigen Straßen zieht das Verderben herein, der freie Gedanke, die lustgetünchte Rede vom baltischen Strand, aus York und aus Kopenhagen. Wir sagens den Leuten wiederholt und jedes Jahr, sie sollten mit den Fremden nicht gar so freundlich tun und nicht gar so billig die Zeche stellen, es handle sich um Landessitte und ewige Seligkeit. Leider kommen aber der fremden Gäste und der fremden Bücher jährlich mehr, und haben sich zu Hartwigs zahmer Schrift erst neuerlich die „Drei Sommer in Tirol" hinzugesellt — heidnisch berauschender und selbst Gerechte betörender Sinnennebel im geschliffensten Krystall. Was Sie am Buche preisen, attisch Salz, feine Ironie, Glätte, schmucke Rede, Formeleganz und idyllenhaftes Spiel, das mag für die Adepten eines griechischen Tempels passen, für die Leser des Theokrit, für die Bewunderer des Parthenon; bei uns sind es keine Vorzüge; es ist sündiges Ornament, verpönte Tändelei, ja, Abfall vom Christentum.

In Tirol, wie Pater Burgstaller sagt, stellt die Kritik nur Eine, und zwar jedesmal dieselbe Frage: Was hat für Mehrung, Hebung und Verherrlichung des Katholikentums in Tiroler Währung das neue Buch Kräftiges und Ersprießliches gewirkt? Denn zuerst, wie dieselbe ehrwürdige Autorität versichert, sind wir Katholiken, dann Tiroler, dann Österreicher, dann ich weiß nicht was, und fünftens endlich Deutsche, aber auch dieses letzte nicht in Geist und Färbung der „Drei Sommer in Tirol." Oder glauben Sie, das in Ihrem Sinne mit Recht merkwürdige und bedeutende Buch habe zur Verherrlichung des katholischen Glaubens ebenso reichlich beigetragen, als die neulich ausgegrabene, mit O und Ach und gläubigem Legendenkram gefüllte Lebensbeschreibung einer frommen Roboretaner Nonne im dreißigjährigen Krieg? Sie sehen wohl, daß mein Standpunkt nicht die deutsche Wissenschaft, nicht die Kunst, nicht das Leben, sondern die Kathedrale an der Eisak ist, wo St. Gregorius, der Liviusvertilger, höhern Kredit genießt als St. Chrysostomus, der Bewunderer und Erhalter des Aristophanes.

Wenn uns die eine Hälfte im Volkserziehungsplan, die hermetische Verschließung des Landes, bei aller Strenge der Fremdenhut doch nur unvollkommen und lückenhaft gelang, so haben wir die andere Hälfte der Aufgabe, die Ertötung des Nationalgedankens, um so vollständiger und glänzender durchgefochten. In neun Zehnteilen der Bevölkerung lebt nur noch das katholische Bewußtsein: aber nicht jenes heitere und seelenvolle — sagen die Gegner — wie bei Fenelon, sondern jenes melancholische und düstere, wie es geheimnisvolle Furcht, Unwissenheit und künstlicher Apparat erzeugen. Alles Übrige ist im Volke tot; selbst die Freude, der lustige Mut, die angeborene Unverdrossenheit und der Gebirgshumor ist mit Spiel, Scherz und Schwegelpfeife ausgestorben. La Bruyére's „tristesse évangélique" ist in den Tiroler Alpen endlich zur Wahrheit geworden. Wein wird zwar noch getrunken, und zwar reichlich, früh und spät; aber man trinkt ihn jetzt schweigsam, in sich gekehrt, andächtig, mit Verbannung weltlicher Fröhlichkeit, wie bei den augendrehenden Whiskyzechern im Puritanerland. Die Leute haben es endlich

begriffen, daß Gott allzeit zürne und übler Laune sei, so oft die Tiroler lachen und heiter sind. Je trüber der Blick, je sorgloser der Anzug und je ungraziöser die Außenseite — sagen wir den Leuten — um so holder und wohlgefälliger lächelt die Gottheit auf Tirol herab. Solche Thesen durchzufechten, kostet — besonders jungen Leuten gegenüber — freilich nicht wenig Mühe, und möchten die Fremden über die andächtige Mummerei noch immer gerne lachen. Wer dürfte es aber ernstlich wagen, unser Volk zu verunglimpfen, weil es in religiöser Praxis seiner eigenen Wege geht und nach seiner Art die geistige Freiheit sucht? Die Soldatenkapitäne klagen freilich: seit einigen Jahren sei im Volkscharakter eine auffallende Verwandlung wahrzunehmen: der Tiroler Rekrut, früher handsam, frisch, empfänglich, unverdrossen und wohlgemut, sei jetzt tückisch, trotzig, finster, mürrisch und ungelehrig. Doch was gehen uns die Launen der Kapitäne und ihre Bedenken an, und wer will es uns verbieten, tückisch und fromm zu sein? Uns ist Tirol weniger ein Glied des deutschen Bundes als ein Triangel im „Gottesstaat", wie St. Augustin die Geographie versteht. Gestehen Sie nicht bald selbst, daß wir Mächtiges geschaffen und die lustigen Deutschtiroler in frommtrübe Byzantiner verwandelt haben? Unseren eigenen Künsten ganz allein verdanken wir diese Erfolge freilich nicht. Wir riefen, wie Sie als Nachbar schon lange wissen, auswärtige Kirchenmilizen in das Land, und ich gestehe aufrichtig, daß man hauptsächlich diesem streitkundigem Heere des neuern Kirchentums für den Sieg über den heiterfrohen Tirolermut verpfändet ist. Denn, im Vertrauen gesagt, der einheimische Klerus hat die Landesnatur selbst nicht sattsam ausgezogen und hat, allen Schreckniſſen geistlicher Übungen zum Trotz, noch zu unverwüstliche Reste von menschlichem Gefühl, verständigem Maß und jovialem Sinn bewahrt, um die Dinge auf eine Höhe zu treiben, auf der sie glücklicher Weise jetzt angekommen sind.

Tirol ist heute, zu Gottes Ehre sei es gesagt, wie eine eroberte Provinz, und es ist uns ergangen gleich den alten Britten, die den Hengist und den Horsa zuerst als Kampfgenossen wider die Freibeuter des Hochlandes zu Hilfe riefen und am Ende als Herren

behalten mußten. Die fremden geistlichen Besatzungen wollen natürlich Sold, Brod und Tummelplätze für ihre Tätigkeit; wir aber stellen, statt wie früher bloß zum Kaiserjäger-Regiment, jetzt jährlich unser Kontingent auch für das Irrenhaus. Arm und wahnsinnig aus Frömmigkeit ist doch ein hartes Los für die Leute von „Anno Neun!" Ursprünglich lag uns diese Wendung freilich nicht im Sinn. Bedenken Sie jedoch, man ist niemals zu viel katholisch und für das Himmelreich ist kein Preis zu hoch. Denn hier läßt man es sich nun einmal nicht nehmen, „wo man denkt und liest, da schwindet der Glaube und steht Alles auf dem Spiel." Selbst populäre und gemeinnützige Schriften, die den Menschen sittlich heben und auch im Haushalt fördern, z. B. Anweisungen, wie der Boden ausgiebiger zu bearbeiten, die Wirtschaft verständiger einzurichten und die arbeitfreie Zeit für Minderung schädlicher Vorurteile und törichter Geistesbeschränktheit weise und christlich zu benutzen sei, halten wir von Volkeshänden fern. Die Scheu vor Büchern geht bei uns so weit, daß einzelne Geistliche in * * selbst das römische Brevier nicht mehr lesen wollen, „weil es doch zuweilen den Gedanken in Bewegung setze."

Nach Art der Russen, die eigener Sicherheit wegen ihren politischen Glauben und ihren Styl das Regiment zu führen allen Nachbarvölkern, besonders den Deutschen, aufzudrängen suchen, möchten auch wir die Vorwerke unserer geistlichen Herrschaft durch gleiche Praxis in Volkserziehung und Kirchentum bei den Nachbarn in der Runde fester machen. Von Italien her ist keine Sorge; im Westen schirmt uns Chur und die Ortlesspitze; in Kärnten denken sie ungefähr so viel als wir; nur auf der Nordseite ist die Gefahr noch nicht ganz beschworen. Zwar kasteien sie sich jetzt auch dort reuevoll in Sack und Asche und tun in Schrift und Wort gewaltig fromm; aber wer bürgt dafür, daß es im Grunde doch nicht der „Klausner" auf Kaulbachs Bilde ist?

Leider droht die Freude über den schwer gewonnenen Sieg nach kurzer Dauer schon wieder neuen Sorgen Platz zu machen! Mit welcher Kunst und mit welchem Aufwande wir den Wasserspiegel in Tirol glatt gemacht, ist Niemandem unbekannt. Und siehe da! er trübt

und bewegt sich neuerdings unter Impulsen, die Sie nie erraten hätten. Was Philosophen und starke Geister bisher mit allem Rüstzeug der Wissenschaft nicht vermochten und auch in alle Zukunft nicht vermögen werden, das ist den Ungelehrten, den Publikanen, den Fiskusleuten und der Finanz gelungen. Tirol ist aufgeregt, und zwar aufgeregt bis zur untersten Schicht der Bevölkerung, bis in die entlegensten Täler, nicht etwa, weil man Krakau eingetan und in Stambul die mit Pomp verheißene Akademie nicht zu Stande bringt; Tirol ist aufgeregt, weil man uns einmal Wälder, Weiden, Alpen und Auen konfisziert und täglich klarer zeigt, daß man die Lücke im Landeshaushalt nicht durch Minderung des Aufwandes, sondern durch endlose Steigerung der Einnahme decken will. Nur keine Furcht vor den Namen Haushalt, Budget, Defizit! Wir reden nicht von „Zins, Rent und Schatzung", die man weltlicher Ordnung in Tirol niemals verweigert hat. Auch an tätige Ungeduld und Selbsthilfe denkt nicht Jedermann. Aber es offenbaren sich in unseren niederen Regionen allmählich Gelüste, wie in der Finanz am Nil, und nicht mehr zufrieden mit der Frucht, wollen sie auch noch den Baum dazu.

Was man seit Jahrhunderten friedlich als Eigentum besaß und unbestritten von Vater auf Sohn vererbte, verkaufte, kaufte, bewirtschaftete und betrieb, wird plötzlich in Frage gestellt, für Usurpation erklärt und fiskalisch eingezogen, wo sich nicht Brief und Siegel den Griffen der Finanz entgegenstellt. Aber wo sind die Briefe? In Tirol gab und nahm man weiland auf ehrlich Wort und schrieb nicht viel. Jetzt aber sind Dokument, Urkunde, Bedeutung, Grammatik und Exegese auf einmal Losungswort im ganzen Lande. Selbst das Gebet wird vernachlässigt und der geistliche Betrieb merklich hintangesetzt aus Besorgnis für Wald und Zeitlichkeit.

Denken Sie sich den Schrecken der ohnehin geplagten Leute, besonders in Deutschtirol, am meisten im Pustertal, wo ohne Wald, Streu und Weide keine Landwirtschaft bestehen kann und eine allgemeine Umwälzung des Besitzes zu erwarten ist, wenn nicht die angestammte Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der obersten Gewalt

noch rechtzeitig ins Mittel tritt und die jetzt schon fühlbare Gährung der Gemüter milde und versöhnlich im Keim erstickt. Wald und Viehstall, wie Sie wissen, sind unser Lebenselement, und wer uns Holz und Weide nimmt, schädigt etwa nicht bloß Einzelne in Gewerb und Nahrung, er richtet das ganze ehrsame Bauernvolk zu Grunde, das im Grunde doch allein dem Cäsar Steuer, dem Kapuziner Schmalz und Brod, dem Jesuiten Messengeld, der Nonne Gebetlohn und dem Kaplan Stolgebühren zahlt, und „Anno Neun" dem Lefebvre die Grenadiere erschossen hat.

Glauben Sie indessen ja nicht, das Übel sei von Oben herabgekommen! Bei uns, wie überall, sind die schlimmsten Plagen immer aus dem heimischen Boden selbst herausgewachsen. Im menschenfreundlichen und billigdenkenden Wien haben sie, wie man sagt, über das erfindungsreiche und beinahe etwas byzantinische Steuertalent der Tiroler Finanzleute nur höchst zweideutige Bewunderung ausgedrückt. Für kurzen Gewinn langes Unheil einzutauschen, mag untergeordneter Einsicht zuweilen ersprießlich scheinen; höhere Weisheit aber, wie sie sich in letzter Instanz noch jederzeit bewährte, wird und kann — wir wissen es gewiß — solch ungleiches Gewerbe nimmer loben. Wir vertrauen auf den Cäsar, auf sein besseres Wissen, auf seine „Clementia et Benignitas." Anhänglichkeit an das uralte Herrscherhaus ist in Tirol Bedürfnis; es ist beinahe ein religiöser Cultus, und wer immer diesen Kultus, diese Volksreligion mutwillig und nutzlos stört, gefährdet und verletzt, hat dem Cäsar selbst einen schlechten Dienst getan. Freilich, ein dreißigjähriger Frieden ist nicht umsonst zu haben; etwas Druck und Härte, wie man weiß, ist auch überall kaum vermeidlich und läßt sich überstehen; aber die Leute aufs Äußerste treiben und auf der empfindlichsten Seite verkürzen, hätte zuletzt selbst in Tirol seine Bedenklichkeit. Der Tiroler ist ein frommer Rüsteviel und will nichts als freie Bewegung, fette Rinder und feiste Kapuziner. Die letzteren gönnt man ihm freilich im Überfluß; nur das erstere wird angefochten und bedroht. Fragen Sie nicht, was eigentlich ein Kleriker mit diesen materiellen Nöten, mit Holzbezug und Viehstall zu schaffen habe? Sonst kümmern wir uns freilich

nicht um das Weltliche und bekämpfen irdische Bedrängnis, hauptsächlich durch Gebet, vorausgesetzt, daß wir vorher alle Bezüge richtig eingenommen haben. Hier müssen aber auch wir unser Wort in die Wagschale legen, und zwar aus doppeltem Grunde; einmal, weil wir in der Eigenschaft als Seelenhirten das schwierige Argument übernehmen sollen, zum Vorteil der weltlichen Behörde den Gläubigen zu beweisen, es geschehe zu ihrem Besten und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens, wenn ihnen die Innsbrucker Finanzkammer die Wälder nimmt und die Wirtschaft ruinirt; zweitens, weil wir mit Recht besorgen, die Neuerung im Weltlichen führe nach und nach zu Neuerungen im Kirchlichen und das rechtliche Prüfen und Sichten der Finanzbegehren stelle zuletzt auch die kirchlichen Leistungen in Frage. Denn sobald man erst friedliche und einfältige Leute Rechtstitel zu erforschen, zu prüfen und zu unterscheiden zwingt und sie merken läßt, daß man sie überall nur als Gegenstand subalterner Spekulation benützen will, kann Niemand sagen, wie weit das Forschen vorwärts dringt und wo das Prüfen und Unterscheiden stille steht.

Man liest zwar nicht, daß irgendwo heidnische Orakel des Altertums als Staatsmedizin die „katholischen Blätter aus Tirol" empfahlen, aber „ne moveas Camarinam" (laß die Camarina unberührt) riefen sie ungeschickten und gefährlichen Neuerern warnend zu. Und sehen Sie nur, welche Zeit man zu diesem gefahrvollsten und aufregendsten aller Finanzübergriffe wählt! Es scheint, man habe es wirklich darauf angelegt, Glauben und Vertrauen auf das Bestehende durch ganz Europa auszutilgen. Wahrhaft, ein böser Genius präsidirt über den Occident und treibt die Continentalgewalten sichtlich und mit blindem Raptus auf Pfade, welche kluger Sinn und besseres Wissen von jeher vermieden hat. Wie sie es in Numantia machen, bei den Lusitaniern und im Samniterland, geht uns im Grunde nichts an; wir grämen uns nur um das friedliche, schöne Tirol, dem man weder von Außen noch von Innen Ruhe gönnt. Das Unfehlbare und Providentielle, das man jenseits unserer Berge nicht einmal dem Pontifex überall gönnen will, trägt der fromme Tiroler sogar auf den Cäsar über. Das ist, wie es scheint, der Fehler, von dem uns

unzeitiger Diensteifer befreien will. Treibet es doch im Übermut des langen Glückes und verführt durch fremden Rat mit eurem „Rechte" nicht gar zu weit und bedenket weislich den alten Spruch: summum jus, summa injuria.

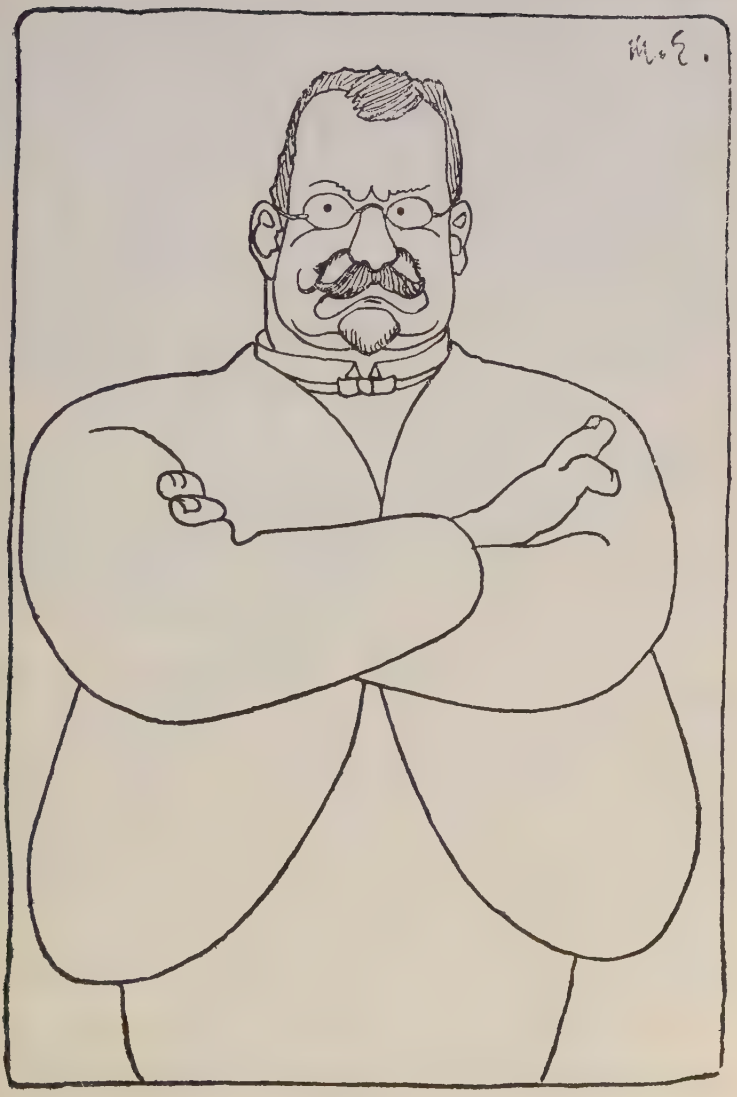
Götterdämmerung / von Arthur von Wallpach.

Glitt nun zu Agni, Mithra und Phol
Auch Christus in's Reich der Sage,
Wo bietet sich uns ein rettend Symbol
Für unsere sinkenden Tage?

Welk wehen die Blätter vom Weltenbaum,
Die Sonnensöhne schwinden.
Wir müssen unsern Trost im Traum
Der Kindschaft Gottes finden.

Frische Furchen der künftigen Saat
Mag unsere Pflugschar breiten;
Gott vertrauende Mannestat
Wandelt das Antlitz der Zeiten.

(gez. von Max v. Eſterle.)



Schraffl.

Über den Parteien.

Der Lärm der Wahlschlachten hat schon auf allen Linien eingesetzt und alle, die die bedauernswerte Aufgabe haben, die üblichen geredeten und papierenen Wahlgeräusche zu erzeugen, sind bereits im Schweiße ihres Angesichtes daran, das Publikum in jene Wehen zu versetzen, aus denen heraus das neue Parlament geboren werden soll. Das ist der Grundzug aller unserer Wahlen, daß diejenigen, die an der Zusammensetzung eines neuen Parlamentes das größte Interesse haben sollten, die Wähler und Steuerzahler, nur schwer und nur mit künstlichen Mitteln dafür zu interessieren sind, und daß der Ausgang nicht durch das Ringen der gegensätzlichen politischen Anschauungen innerhalb der Bevölkerung, sondern durch die Geschicklichkeit und die Regsamkeit der Kandidaten und ihrer Wahlmacher bestimmt wird. Der Wahlkampf artet mehr und mehr aus in eine Art Preisboxen, an dem das Publikum als Zuschauer nur insofern Anteil nimmt, daß bei dieser Gattung von Vorstellungen der Beifall für die einzelnen Champions nicht durch Händeklatschen, sondern mit Stimmzetteln kundgegeben wird. Die Freude an dieser Unterhaltung läßt mehr und mehr nach und vollends seit der Ausdehnung des Wahlrechtes auf die breiten Schichten wird die aktive Beteiligung an den Wahlen in gewissen Kreisen mehr als Pflicht, denn als Recht empfunden. Den Vorteil aus dieser Wahlverdrossenheit ziehen solche Kandidaten und Parteien, die in ihren Darbietungen am wenigsten wählerisch sind und über die ausgiebigste Claque verfügen.

Wem das Verkommen unseres politischen Lebens nur eine willwillkommene Ausrede für den Verzicht auf die Betätigung einer politischen Überzeugung ist, mag sich mit diesen Verhältnissen mit geringschätzigem Achselzucken über Politik und Parlament abfinden. Wer aber mit fühlendem Herzen teilnimmt an den Schicksalen seines Volkes und auch im öffentlichen Leben die Grundsätze verwirklicht sehen will, die er für gut und wahr hält, wird sich wenigstens fragen müssen, ob es denn wirklich so sein muß, daß die Körperschaft, die für die Vertretung des Volkswillens gilt, nur Schreiern und politischen Klopffechtern und solchen Parteien überlassen werden soll, die ihre herrschende Stellung nicht dem bewußten Willen der Mehrheit der Wählerschaft, sondern nur dem eigenen Terrorismus und der Gleichgiltigkeit eines großen Teiles der Wähler verdanken.

Mit Schwärmern für den Absolutismus von Gottes oder sonstwessen Gnaden soll nicht gestritten werden. Unter den bisher bekanntgewordenen Regierungsformen scheint die parlamentarische trotz der

ihr anhaftenden schweren Gebrechen immerhin noch als die am wenigsten schlechte und solange man nichts Besseres vorzuschlagen weiß als die Rückkehr zu solchen Formen, aus denen die Welt sich in den Parlamentarismus geflüchtet hat, wird es gut sein, sich mit ihm abzufinden. Parlament und Parlamentarier sind bei uns arg in Mißkredit gekommen. Aber man sollte, ehe man den Stab über sie bricht, auch fragen, ob sie allein an dem Niedergange schuld sind. Die tiefe Abneigung gegen den Parlamentarismus ist bei uns, wenn auch nicht entstanden, so doch bedeutend gesteigert worden, als nach Einführung des allgemeinen Wahlrechtes der Wettbewerb unter Kandidaten und Parteien sich verschärfte und die schon vorher nicht immer sympathischen Mittel der Bewerbung um die Volksgunst bis zum Abstoßenden vergröbert wurden. Aber sind die Kandidaten und Abgeordneten allein dafür verantwortlich zu machen, wenn sie bei der Erlangung und Ausübung ihrer Mandate sich so geben, wie es die Wähler nach ihrer Meinung haben wollen?

Den Österreichern geht es mit ihrem Parlamente wie kleinen Kindern, die lange von einem Spielzeuge geträumt haben und, wenn sie es endlich haben, enttäuscht sind, daß es nicht alle die Kunststücke kann, die sie sich vorgestellt hatten. Der Parlamentarismus ist in Österreich empfangen worden mit Fahnenschwenken und Siegesgesängen als die Erfüllung einer brennenden Hoffnung, die durch Generationen hindurch genährt worden war und für die viele ihr Leben hingegeben hatten, als ein Hort der Volksfreiheit und des Volkswohles. Man hatte Wunder von ihm erwartet — und man wartet noch immer. Mit den normalen alltäglichen Funktionen, die das Parlament zu leisten vermöchte, ist man nicht zufrieden.

Diese Überschätzung der Leistungsfähigkeit des parlamentarischen Systems in der Wählerschaft hat schon das Kurien-Parlament auf Abwege geführt und es dazu getrieben, alles, was im Volke als wirtschaftlicher und sozialer Übelstand empfunden wird, mit Gesetzen heilen zu wollen. Unsere Gewerbegesetzgebung, die den Mittelstand retten sollte und doch nur die wirtschaftliche Entwicklung hemmt, das Beamtenheer vermehrt und die Verwaltungskosten erhöht hat, ist ein leider noch festgegründetes Denkmal hieran. Die schon sinkenden Hoffnungen auf den Parlamentarismus wurden aufs neue aufgepeitscht, als an die Stelle der alten Interessenvertretung das „Volkshaus" gesetzt wurde. Außer der Erlösung von allem sonstigen Übel erhoffte man von ihm vor allem auch den nationalen Frieden.

Diese überspannten Erwartungen haben Unaufrichtigkeit und nervöse Überreiztheit in das öffentliche Leben gebracht. Keine Partei

ist ehrlich genug zuzugeben, daß auch sie nicht zu leisten vermöchte, was einer anderen mißlungen ist und keine verschmäht es, die andere auch für alle die natürlichen und unausrottbaren Übel verantwortlich zu machen, für die auch im parlamentarischen Zeitalter kein Kraut gewachsen ist, wie Steuerzahlen u. dgl. Die Abgeordneten aber und die Parteien, die auf diesem Wege des unlauteren Wettbewerbes hinaufgekommen sind, spüren stets die Faust im Genick, die sie treibt, nach Erfolgen zu haschen, mit denen sie die harrenden Wähler beschwichtigen können. Großes vermögen sie nicht zu leisten. Denn wann ist einmal im Leben eines Staates und Volkes auch einem, der das Zeug dazu hätte, die Gelegenheit gegeben, eine große Tat zu vollbringen! Aber auch kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Der verängstigte Parlamentarier verlegt sich auf Subventionenbettel und Schnallendrücken. Er bückt sich und duckt sich vor jedem Hofrat, der aus Steuergeldern gnädigst Gaben verteilt und er wird zum Kommissionär und Platzagenten seiner Herren Wähler, die in Wien bei Behörden oder sonstwo ein Geschäft zu besorgen haben.

Es ist nicht die Schuld der Abgeordneten allein, daß das Ehrenamt eines Volksvertreters so entwürdigt worden ist. Die armen Teufel von Kandidaten, die vor jeder Wahl dem P. T. Publikum ihre Seiltänzerkunststücke vormachen müssen, wären zu Tod froh, wenn ihnen diese halsbrecherische Kunst erspart bliebe. Und vielleicht fänden sich auch Abgeordnete und Parteien für eine ehrliche parlamentarische Arbeit, wenn sie nicht das Gefühl haben müßten, daß sie dafür doch keine Anerkennung finden.

Die Reform des Parlamentarismus beginnt unten, bei den Wählern, nicht bei den Abgeordneten. Keine moralische Entrüstung wird es jemals verhindern, daß der Kandidat, der sich um ein Mandat bewirbt, der Menge gefallen will. Aber man *glaube* doch nicht, daß das, was die Kandidaten bieten, der Menge wirklich gefällt. Sie tut nur so, als Ganzes, als Masse, aber jeder Einzelne denkt sich innerlich, daß das doch alles nur ein Schwindel ist. Wir glauben an den Schwung nationaler Begeisterung und glauben auch, daß sie in Augenblicken geschichtlicher Entscheidungen den Ausschlag geben kann. Aber wer glaubt daran, daß mit Sätzen, in denen einmal vor 30, 40 und 50 Jahren eine gehobene Volksstimmung Ausdruck fand, die, nachdem die Stimmung verflogen, leere abgegriffene Phrasen geworden sind, eine praktische Alltagspolitik gemacht werden kann? Wer unter der beifällig lauschenden Menge glaubt daran, daß die Kunst, mit der in Kandidatenreden die schroffsten wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze verschmiert werden, sich auch an dem härteren

Material des wirklichen Lebens werde anwenden lassen? Da niemand, und dort niemand. Aber keiner sagt es, obwohl er sicher weiß, daß sein Nebenmann genau so denkt wie er und daß es bei ihm ebenso wie bei allen anderen nur Heuchelei ist, wenn er zu der ganzen Komödie Beifall klatscht. So täuscht der Wähler den Kandidaten und Abgeordneten, um wieder von ihm getäuscht zu werden.

Muß das nun so sein? Ist diese Unaufrichtigkeit und Heuchelei wirklich eine notwendige Begleiterscheinung des Parlamentarismus? Das ist die Frage, die man allen Wählern vorlegen möchte, die sich aus Ekel vor solchen Erscheinungen und aus verletztem ästhetischen Feingefühl von dem öffentlichen Leben fernehalten. Lüge und Heuchelei sind ansteckend, aber auch die Wahrheit und Aufrichtigkeit. Wenn sich erst nur einmal wenige fänden — jene Wenigen, die sich einbilden, gegenüber der urteilslosen Masse die Intelligenz zu verkörpern —, die den Mut fänden die in der Luft liegende und auch von der Masse zum mindesten geahnte Wahrheit auszusprechen, dann würde es, nicht auf einmal, aber doch merklich bald, besser werden. Eine einfache höfliche Anfrage an den Herrn Kandidaten, der das Füllhorn seiner Versprechungen über die Zuhörer ausgießt, aus wessen Taschen er das Geld hiezu zu nehmen beabsichtige, würde Wunder wirken. Unserer Bevölkerung, deren staatsbürgerliche Erziehung ja noch verhältnismäßig jungen Datums ist, ist der Begriff des Staates noch nicht klar geworden. Ein und dasselbe Wesen erscheint ihr in zwei verschiedenen Daseinsformen. Der Wähler hat die Vorstellung von einem Staate, der allmächtig ist, der, wenn er nur will, alle Not und alles Elend beseitigen kann, der unerschöpfliche Geldmittel hat, — und die Vorstellung eines Staates, der Steuern eintreibt, Rekruten aushebt, und sich sonst auf alle mögliche Weise unangenehm bemerkbar macht. Ein wenig mehr Aufrichtigkeit im öffentlichen Leben würde genügen, diese Wahnvorstellung vom doppelten Staat, dem guten, von dem alle alles erhoffen, und vom bösen, auf den alle schimpfen, zu beseitigen. Eine einfache Zwischenfrage, wie die oben erwähnte, könnte die beiden Vorstellungen ineinander fließen machen. Wenn sich die Wähler bewußt wären, daß alles, was ihnen der Staat schenkt, erst vorher aus ihren Taschen geholt werden muß, würden sowohl ihre Ansprüche an den Staat, wie auch ihre Dankbarkeit an die geschenkvermittelnden Abgeordneten bald geringer werden.

Was notwendig ist, ist das, die Erwartungen auf das Parlament in der Wählerschaft herabzusetzen, ohne das Parlament der Geringschätzung verfallen zu lassen; vom Parlament weder blendende Effekte, noch grundstürzende Reformen zu verlangen, sondern schlichte, aber

pflichtgetreue Werktagsarbeit. Mit Gesetzen ist Österreich überfüttert und der Reichsrat könnte diese Seite seiner Tätigkeit ohne Schaden auf Jahrzehnte einstellen.

Wer aber überwacht den Staatshaushalt? Wer kontrolliert die Bureaukratie bei der Verwendung der Steuergelder? Das Budgetrecht ist zu einer reinen Formalität heruntergesunken; was die Volksvertretung beschließen könnte, muß der einzelne Abgeordnete vom hohen Beamten erbetteln und was das Parlament überprüfen sollte, muß es ungeprüft glauben. Es würde genug Abgeordnete geben, die in die Geheimnisse des Staatsvoranschlages und Rechnungsabschlusses einzudringen vermöchten und man würde hiefür auch die nötige Zeit finden, wenn die Wähler vom Parlamente nicht volksretterische Taten erwarten, sondern sich mit einer hausväterlichen Überwachung der Staatswirtschaft bescheiden wollten. Es brauchte dann zu Abgeordneten auch keine dickhäutigen Mauldrescher, sondern schlichte Ehrenmänner.

So denken viele und es wäre nun die Zeit da, daß es einige auch sagen sollten. Vielleicht käme dann auch unsere gedruckte öffentliche Meinung, die, führend wie sie ist, noch vorsichtig hinter den Schlagwörtern von vorgestern herläuft, auf den Gedanken, daß die Zeiten sich geändert haben könnten, und nimmt eine Revision ihres Phrasenbestandes vor. Die Wähler und Leser sollen sich nur einmal bewußt werden, daß sie selbst es sind, die ihre Abgeordneten und ihre Presse machen. Terrenus.

Brixner Chronik V. (Politischer Frühling).

Scirocco nennt man, wie bekannt, einen höchst unangenehmen Frühlingswind, dessen einziger Zweck damit erreicht zu sein scheint, allen vorhandenen Staub aufzuwirbeln und friedlichen Spaziergängern in die Augen zu treiben. Das beste Mittel, den unliebsamen Gast fernzuhalten, ist, die Augen fest zuzumachen und sich auf einen milderen Sommer zu freuen.

Das Frühjahr 1911 steht bereits im Zeichen eines politischen Sciroccos. Allzuviel ist zwar davon noch nicht zu spüren, aber es wird schon noch kommen. Vorläufig arbeitet man hinter geschlossenen Türen, das große Geheimnis vom „kommenden Mann" wird ängstlich gehütet. Die draußen stehen, sind bereits furchtbar neugierig, denn der „Großen" sind nicht allzuviele, und die paar Vorhandenen bereits „vergeben."

Über alle Vergangenheit herrscht tiefstes Schweigen, und das scheint bedenklich. Sollte sich der Herr Abgeordnete Athanas von Guggenberg, der bisher den Wahlbezirk vertrat, die Gunst und das Vertrauen seiner Vorgesetzten schon verscherzt haben? Das wäre sehr traurig. Denn — von allem Anderen abgesehen — Bruderliebe ist doch etwas sehr Schönes. Und es wäre wirklich nicht einzusehen, warum man den tüchtigen und ergebenen Mann, der doch sicher nie einen eigenen Willen hatte, nun so ganz einfach, zum Hohne aller Dankespflicht, vor die Türe setzen sollte wie irgend einen Mieter, der nicht bezahlt? Er kann doch noch nicht ausgedient haben, in dem Manne muß noch so viel unverbrauchte parlamentarische Kraft stecken!

Ein kleiner Rückblick auf seine politische Tätigkeit sei gestattet.

Im Jahre 1907 wurde Bürger Athanas von Guggenberg ins österreichische Parlament gewählt. Dieser Akt bedeutet eigenlich den Höhepunkt seines Wirkens. Den Kurstädtebezirk vertrat er in den Jahren 1907—1911 mit rastlosem Arbeitseifer.

Seine ersten Schöpfungen waren allerdings mehr intimer Natur, denn seine Arbeiten im Verkehr mit dem Tiroler Landeskulturrate und die sich daran knüpfende günstige Verpachtung seines Landgutes dürften für den ganzen Wahlkreis, der sich von Meran bis Lienz erstreckt und hauptsächlich der Förderung der Fremdenindustrie geweiht ist, von nicht allzu großer Bedeutung sein, sie tragen vielmehr einen allzu familiären Charakter. Nicht viel mehr Anklang fand der Volksvertreter mit seinen Theorien über die Vintschgaubahn. Denn eine Versammlung in Meran, bei welcher der Herr Abgeordnete der genannten Bahn rundweg jede Bedeutung absprach, drohte stark einen sehr körperlichen Ausgang zu nehmen, und nur durch tatkräftiges Eingreifen einsichtsvoller Freunde konnte das decorum gewahrt werden.

Die Großzügigkeit seines Geistes jedoch und sein weiter Blick offenbarten sich erst, als Herr Athanas von Guggenberg aus den engen Grenzen des Heimatschutzes heraustrat und sein Augenmerk auf weitere Kreise österreichischen Wirtschaftslebens lenkte.

Dieser Schaffensperiode entstammte seine, auch in weiteren Kreisen bekanntgewordene Veteranenrede im Abgeordnetenhaus, in welcher er die hierhergehörige Kategorie als „staatserhaltendes Element" und „Ruhepunkt im nationalen Kampfe Österreichs" feierte sowie eine auf diesen Vorfall sich beziehende Nummer der „Muskete", an welch letzterer der Herr General außer Dienst Athanas von Guggenberg allerdings nur passiv beteiligt war.

Nicht uninteressant wäre es aber, in Ansehung dieser Tat nach

ihrem psychologischen Urquell zu fahnden, soweit ein Erforschen der geistigen Grundstimmung solcher Reden überhaupt möglich ist.

Vielleicht geht man nun gar nicht so weit fehl, wenn man diesen logischen Ursprung in einer dem menschlichen Gemüt innewohnenden, manchmal ganz eigentümlichen Freude am „Zauber der Montur" sucht. Denn es ist etwas sehr Sonderbares. So lange man noch recht jung ist, erscheint die höchste Stufe aller Mündigkeit erreicht mit einer bunten Mütze oder einem k. u. k. Säbel mit Sporn. Mit der Zeit aber vergeht das. Erst viel später wieder, wenn man dann älter und sehr klug geworden ist, da überkommen einen zum anderenmale die alten Kinderträume. Manchmal ist es die Sehnsucht nach einem Orden, manchesmal aber nur das heiße Verlangen nach einer — anderen Uniform. In der Seele des vorliegenden Herrn Abgeordneten muß etwas ganz Ähnliches vorgegangen sein. In der ersten Etappe hat er es bereits bis zum General gebracht. Nun soll vielleicht auch sein zweiter Wunsch in Erfüllung gehen — eine Veteranenuniform — die Uniform für ausgediente Parlamentäre.

Vielleicht hat der Herr General seine Rede doch etwas zu früh gehalten und wenn jetzt ihre Folgen eintreten, tut es ihm doch wieder leid.

Mir aber fällt dabei ein Satz ein, den ich einmal irgendwo gelesen haben muß. „Trostlos", sagte einst der beredteste Staatsmann der alten Legionenstadt, „trostlos wäre es, wenn ich vorauswüßte, daß hunderttausend Jahre nach mir Rom nicht mehr Haupt und Herrin der Erde wäre." — „So weit denken sie heute nicht mehr, man rechnet nach viel kürzeren Fristen und ich möchte die Sache nur noch so lange halten, als ich lebe", sagte die Pompadour. Und seit der Zeit sind wieder viele Jahre vergangen, so daß man den Satz heute vielleicht nochmals anders formen könnte: Und heute? Heute rechnet man nach *noch* viel kürzeren Fristen. So lange nämlich will man die Sache noch halten, als man — genug hat, davon zu leben!

Hat man *wirklich* noch nicht genug?

Ich glaube überdies ganz bestimmt, in dem vorliegenden Falle kommt es doch darauf gar nicht an! Hartmann.

Demnächst erscheint:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

Verantwortlich für den Anzeigenteil F. Kaltschmid, Erlerstraße 3. —
Druck von R. & M. Jenny, Innsbruck.